

kadaise gyveno mano proseneliai, galbūt nėra visiškai atsitiktinumas.

Ir jau visai baigdamas turiu pripažinti – manųjų briedžių ragai šįkart pasirodė dar šakotesni už paties Thomo Manno: privalečiau parašyti pranešimą apie Klaipėdą, o tai, ką užrašiau, kažkaip labai jau įtartinai panėsi į mano paties autobiografiją. Nors, kita vertus, nieko čia nuostabaus – sakoma, jog net šuo ir jo šeimnininkas, ilgai gyvendami kartu, pavojingai supanašėja.

Tebūnie tas biografijų bendrumas palaikytas ne manosios puikybės apraiška, o tiesiog komplimentu – gal net vienu didžiausių komplimentų, kokį gali ištarti žmogus savajam miestui.

*Pranešimas perskaitytas 2006 m. liepos 19 d.*

## Meine Stadt

— GINTARAS GRAJAUSKAS

Es ist kein leichtes Unterfangen, über eine Stadt zu schreiben, in der man tagaus tagein lebt, in die man nach allen Spielen eines zivilisierten Menschen zurückkommt, freudlos nachsinnend über den Sinn einer solchen Existenz, und man ist mit stummem Einverständnis geneigt, irgendwann dieser Stadt selbst die eigene kostbare irdische Hülle anzuvertrauen. Dieser Prozess des Zusammenfindens führt dazu, dass man sich allmählich mit der Stadt identifiziert, und diese Identifizierung gewinnt zunehmend an Intimität. Beim Schreiben über die eigene Stadt wird einem allmählich ähnlich zumute, wie etwa, wenn man in aller Öffentlichkeit über die eigene Lebensgefährtin erzählt: Da können Sie sich nicht zu viele Emotionen erlauben, denn sonst könnte Ihr Publikum, das in Ihr intimes Leben nicht eingeweiht ist, aus Verlegenheit sich zu räuspern beginnen; genauso wenig anzuraten ist ein trockenes und jeglicher Gefühlsregungen entbehrendes Berichten von Fakten, so als würden Sie im Laboratorium ein Versuchstier präparieren, dem man sich nur mit einem einzigen Gefühl nähern kann – der üblichen wissenschaftlichen Neugier. In jedem Fall läuft man dabei Gefahr, entweder als exaltierter Hanswurst oder als herzloses Monster zu erscheinen. Ein Schriftsteller kennt das. Wenn ich aber die Wahl hätte, würde ich von zwei Übeln ein Drittes wählen – eine Synthese beider Möglichkeiten, die einem modernen Schriftstellermythos eher entspricht. Ein komisches Monster und ein Entsetzen erregender Joker, wie er

im Traum erscheint, sind immerhin wesentlich lebendigere und wahrheitsgetreuere Typen. Es darf sicherlich nicht vergessen werden, dass unter Wahrheitstreue die Wahrheitstreue in der Mythologie gemeint ist – ein Gegenstück zu einer bestimmten Art von Greifen, Chimären oder Einhörnern.

Gerade fällt mir ein anderer, etwas ähnlicher Text ein, der sogar in einem ähnlichen Zusammenhang vorgetragen wurde: Im Jahre 1931 hielt Thomas Mann vor dem Rotary Club München einen Vortrag über Nidden. Seine Rede hieß, wie Sie wohl wissen, „Mein Sommerhaus“. Eine herrliche Überschrift, die sofort sowohl vor einer hypertrophen Exaltiertheit als auch vor einer Laboratoriums-Gelehrsamkeit warnt. In dieser Rede verdienen die Elche besondere Aufmerksamkeit – sie werden sogar grob mythologisch klassifiziert, so dass sie sich zwischen Greifen, Chimären, modernen Schriftstellern und anderen mythischen Ungeheuern ohne Weiteres einordnen lassen: „Sie sind eine Mischung von Rind, Pferd, Hirsch, Kamel und Büffel, sehr langbeinig mit breit ausgeladenem Geweih.“

In Thomas Manns Rede werden auch die Dünen erwähnt, die fünfmal so groß wie die auf Sylt sind. Selbstverständlich darf das Meer nicht unerwähnt bleiben, in einprägsamen Worten wird die Gefahr vor Augen geführt, in einen Sog zu geraten.

„Mein Sommerhaus“ enthält eine herrliche Stelle, die dem in der Überschrift genannten Thema hundertprozentig gerecht wird. Eigentlich handelt es sich dabei lediglich um einen Satz: „Die großen Dünen sind eine halbe Stunde von unserem Häuschen entfernt“. In der ganzen Rede kommt kein weiterer Hinweis auf das Sommerhaus vor. Aber auf wundersame Weise hat man das komplette Panorama klar vor Augen. Ich könnte schwören, dass ich beim Lesen nicht nur das Sommerhaus sehe, sondern auch eine am Kaminrand liegende Zange. Aus Elchen, Dünen und Meer entsteht, ehe man sich's versieht, eine andere Realität; auf einmal stellt sich heraus, dass dieses Reden „überhaupt nicht darüber“, wie das ein anderer Schriftsteller, der litauische Dichter Vytautas Bložė, formulierte, in der Tat die richtigste und genaueste Entfaltung des eigentlichen Themas ist. Ermutigt durch ein derart anregendes Beispiel, kann ich unverzagt

weiter schreiben – und alles, was ich schreiben würde, wird sich um meine Stadt drehen, auch dann, wenn ich etwa über Rom, Jerusalem oder die Wüsten auf dem Mars schreiben würde.

Nun werde ich also über meine Stadt erzählen, über die Stadt, wie ich sie sehe und wie ich sie zu kennen meine. Jawohl, ich mache sie mir zu eigen. Die Stadt, die kein anderer außer mir so wahrnimmt, die einzige Stadt, in der ich mein einziges und einmaliges Leben verbringe – eines der unzähligen einzigen und einmaligen Leben, die sich neben mir abspielen. Die Stadt, die von mir geschildert wird, unterscheidet sich übrigens erheblich nicht nur von der offiziellen in Annalen und historischen Monographien beschriebenen Stadt, sondern auch von jener, die die Seine genannt wird von jedem beliebigen ihrer Bewohner, der tagtäglich die von ihm selbst geschaffenen Bahnen beschreitet. Ich bewege mich ebenfalls in den Bahnen, die ich für mich geschaffen habe in einer Stadt, die ich mir geschaffen habe. Deshalb ist die Wahrscheinlichkeit, dass wir in den von uns selbst geschaffenen Geschichten aufeinander stoßen, äußerst gering. Solche Begegnungen sind ein sehr rares und einmaliges Abenteuer. Gerade deshalb gewinnt mein Erzählen einen gewissen Wert: Wenn hier ein anderer erzählen würde, der mir ähnlich seine Strecken zurücklegt – mit seinen eigenen Bahnen und Begegnungen, würde er von einer völlig anderen Stadt reden. Sie würden Ihnen das von ihnen selbst geschaffene Stadtmodell in ihrer Lesart darstellen.

Nun genug davon – ich könnte sonst der Propagierung von Solipsismus, einer milden Form von Schizophrenie oder schlaue kaschierter Quantenpsychologie beschuldigt werden.

Beim Schreiben werde ich versuchen, dieselbe von Thomas Mann bereits erprobte Methode anzuwenden. Keine andere ist wohl dazu geeignet, über Intimes zu reden, ohne dass das Intime banalisiert und vulgarisiert wird. Ich versuche, über Nebensächlichkeiten zu reden – über sehr lange Beine und ein breit ausgeladenes Geweih, in der Hoffnung, bei genauerer Betrachtung im dicht verästelten Geweih auch etwas mehr erspähen zu können – ein zurückhaltendes und etwas zaghaftes, mit keinen verschnörkelten Exaltiertheiten verschöntes Liebesgeständnis.

Beim Schreiben über meine Stadt kann ich keinesfalls hinweggehen über diejenigen, in dessen Netzhaut und Nasenlöchern, im Trommelfell und in Fingerspitzen diese Stadt, oder genauer gesagt, ihre subjektive Fassung, erschaffen wurde – ich kann über mich selbst nicht hinweggehen. Denn meine Biographie und die der Stadt fallen schicksalhaft zusammen – in einem bestimmten Zeitabschnitt, der einem Augenblick gleicht, oder auch einem Menschenalter, je nachdem, von welcher Seite dieser binarischen Gestalt man sie betrachtet.

Ich wurde nicht in dieser Stadt geboren, deshalb sollte ich mich eher als einen Hergelaufenen betrachten, wie die meisten Bewohner dieser Stadt. Nach Kriegsende waren in Klaipėda überhaupt nur einige wenige Einheimische geblieben – die meisten wurden durch die Kriegswirren nach Westen verschlagen, viele kamen ums Leben. Die neue Geschichte der Stadt begann praktisch mit Null – es war nur eine Handvoll Überlebender vorhanden, die in den Trümmern herumirrten. Es hat nicht lange gedauert und da erschienen die neuen Bewohner der Stadt – es handelte sich dabei hauptsächlich um eine Spezies von damals hierzulande vielerorts anzutreffenden sowjetischen Nomaden, die immer bereit waren, ihr Areal zu erweitern und selbst aus der fernen Kamtschatka einzuwandern. Zu den Clans Russisch sprechender Militärpersonen und Matrosen, Funktionären der kommunistischen Partei, hierher abkommandierter Bauleute und „freier“ Wiederholungstäter schlossen sich alsbald dieser Region mehr biologisch verwandte Arten an – misstrauisch das Meer anblickende niederlitauische Bauern, die die Märkte im Klaipėda der Vorkriegszeit in frischer Erinnerung hatten, und ganze Scharen stets freier Dzūken, die aus irgendeinem Grund auf Anordnungen eines der großen sowjetischen Visionäre aus Südostlitauen an die Ostseeküste importiert wurden. Man kann nur vermuten, von welcher utopischen Vision sich dieser Visionär damals hatte leiten lassen.

Möglicherweise wurde in Büroräumen der kommunistischen Partei beschlossen, dass die karge Küstenlandschaft den an den Sandboden gewöhnten Blick der Dzūken weniger verletzen wird, vielleicht stammte aber der mutmaßliche In-die-Zukunft-Schauer selbst aus jener Region, da er sich an die mürrischen Niederlitauer nicht zu

gewöhnen vermochte, noch weniger an die argwöhnischen Russen, für die jeder Litauer eine Person war, in der sich ein Faschist schlau versteckt hatte, beschloss er, eine persönliche Enklave aus seinen Landsleuten zu bilden. Die kontaktfreudigen Dzūken passten sich hier immerhin ohne nennenswerte Schwierigkeiten an, einige wenige von ihnen wurden sogar berühmte Fischer – Pflüger der Meere – wie sie damals im Medienjargon genannt wurden. Nicht nur die Dzūken haben die Anpassung geschafft: Jene nomadisierende bunte Gesellschaft gewann mit der Zeit nach und nach an gemeinsamen Charaktereigenschaften, es kristallisierten sich gewissermaßen sogar einige gemeinsame äußere Merkmale heraus – eine besondere „Meeres“-Gangart (die hatten auch Personen, die das Meer nur vom Strand aus gesehen hatten) und spezifisch zusammengekniffene Augen, die das Gefühl ihrer eigenen Überlegenheit der übrigen Sippschaft gegenüber – den Ratten des Festlandes – maskierten. So bildeten sich die neuen Stadtbewohner heraus – das waren keine nomadisierenden mehr, sondern sesshafte Bewohner, die von den früheren Generationen unversehens dieselben Sitten und Manieren einer Hafenstadt übernommen hatten, dieselbe in allen Hafenstädten der Welt zu beobachtende Mischung von Selbstsicherheit und Frechheit, die gleich leicht in den Kneipen zum Ausbruch kommt – sei es in Marseille, Rotterdam oder Klaipėda.

Da wir beim Mythologem „Hafenkneipe“ angelangt sind, wäre es geradezu unverzeihlich, wenn wir uns in diesem semantischen Feld nicht genauer umsehen würden – da würden wir vor allem den unverzagten Seewolf mit einer aus dem Bart herausragenden Pfeife, mit einem Ohrring und einem Dolch unter dem Brusttuch erblicken. Es wäre in unserem Sinne, wenn der Mann darüber hinaus ein Holzbein hätte. Dazu noch ein authentisches Dokument – nicht irgendein banales Matrosenbuch, sondern einen Plan, auf dem der Ort mit dem Piratenschatz eingezeichnet ist. Besonders wünschenswert wäre, ein kleiner Junge zu sein, so klein, wie ich damals war.

Eigentlich entsprach der sowjetische Seemann nicht ganz dem maßgebenden Typ von Stevenson oder etwa Melville. Jeder von ihnen konnte aber mehrere Geschichten von seinem Kampf gegen

Moby Dick erzählen, wenn dieser auch nur der erste Hilfskapitän zu politischen und Erziehungsfragen war, der damals auf Schiffen in seiner Person die ganze mächtige Organisation verkörperte, die in Kurzform KGB hieß. Ich habe zahlreiche derartige Geschichten gehört – von fernen Häfen, wo es immer warm ist und wo man dem lieben Gott den Tag stehlen darf (wenn ich an diese schöne Geschichte denke, werde ich immer von einer unwiderstehlichen Reiselust übermannt), von gewaltigen Meeresstürmen und schlaun Kapitänen und von dunkelhäutigen Schönheiten, die sich lustig machen über die ordentlich in organisierten Gruppen flanierenden sowjetischen Seeleute, auf die der erste Hilfskapitän, hol ihn der Teufel, unermüdlich aufpasste.

In der heimatlichen Hafenstadt wollten nur die Wenigsten die Seeleute bespötteln – man achtete und beneidete sie und man fürchtete sich vor ihnen. Selbst die Grünschnäbel aus der Seefahrtsschule, die noch niemals die See gesehen hatten, wurden von den aggressivsten Kerlen der Stadt gemieden. Ein oft vorkommendes Bild waren Schlägereien, die vor Kaffeehäusern, Bierstuben oder nach einem Tanzabend entbrannten. In den meisten Fällen waren auch Seeleute mit dabei und sie agierten immer beneidenswert solidarisch und präzise. Zwei treffende, genau trainierte Bewegungen – und da sausten schon in der Luft das Handgelenk umschlingende Hosengürtel der Seeleute, solche mit massiven Kupferschnallen, verziert mit einem Anker. Das ist eine entsetzliche Waffe, die der patagonischen Bola durch nichts nachsteht und die damals das Fell manchen Goliaths einheimischer Provenienz ordentlich gegerbt hatte.

Mein Onkel gehörte ebenfalls dieser privilegierten Kaste an: Er war nicht etwa ein Matrose oder Mechaniker, sondern der Steuermann selbst. Welche Assoziationen erweckt das Wort selbst (*das litauische Wort enthält im Stamm „Sturm“ – Anm. der Übersetzerin*) – Angriff, Sturm, Sturm und Drang; etwas unüberwindbar Männliches steckte in dieser Wörtermagie, in glänzenden Schnallen der Paradeuniform und in der traditionellen seemännischen Bravur. Wenn die Seeleute nach einem halben Jahr Fernbleibens zurückkehrten, begannen sie nach ungeschriebenen Regeln über die Strän-

ge zu schlagen: Drei Tage und Nächte lang tobten sie sich in Klaipėdas Kneipen aus, indem sie das schwer verdiente Geld mit leichter Hand ausgaben. Die frechsten von ihnen kamen dann nach endloser Sauferei zu ihren Frauen mit drei Taxis vorgefahren – mit dem einen fuhr zu seiner Penelope der Odysseus selbst, in dem anderen war die komplette Bagage mit allen mitgebrachten Geschenken und im dritten thronte am Rücksitz die Uniformmütze. So zogen einst die Triumphatoren ein.

Die Taxis waren eine Kleinigkeit – auch in Filmtheatern wurden diese Halbgötter außerhalb der Reihe bedient, es reichte, ihre Uniform zu erblicken, oder, wenn der Halbgott geruhte, *incognito* zu kommen, seinen Seemannsausweis. Wenn ich mit meinem Steuermann Onkel unterwegs war, galten da keine Verbote – auch ich empfand mich dann für eine Zeit lang als einen Halbgott, zumindest so lange, bis die Vorräte an stabilsten Kinderdevisen jener Zeit – Kaugummi – ausgeschöpft waren. Da unsereiner über mehrere Kaugummipackungen verfügte und da auf eine Weise gekaut wurde, die in der kapitalistischen Welt nicht bekannt und nur schwer vorstellbar war – man hat es von Mund zu Mund übergeben, allmählich schwanden jegliche Geschmacks- und Geruchsmerkmale, die den Unterschied zwischen Bananen und Erdbeeren ausmachten, bis endlich ein glücklicher Besitzer das Gummistückchen versehentlich verschluckte, zog sich das Glück hin und dauerte eine ganze Ewigkeit. Es wird wohl das einzige damals an jeder Ecke prahlerisch demonstrierte Merkmal des reifen Sozialismus gewesen sein. Ein kollektives Kaugummi. Was dem eigentlichen Kaugummibesitzer übrig blieb, war das souveräne Recht *primus* Kauens und selbstverständlich Respekt und Schwärmen seitens aller Brüder und Schwestern im Kauen.

Wenn alle Geschenke verteilt waren, wenn unser Haus reicher wurde durch Stapel aus dem Aladin-Schatz – Jeanshosen, Kleider, synthetische Teppiche, Schlüsselanhänger mit Bildern von Santa Cruz de Tenerife, Kassettenrecorder, Ansichtskarten, die halbnackte, die Augen zusammenkneifende Philippinerinnen zeigten, und alle Angehörigen unserer Sippe – von Schulkindern bis zur Oma – ihre

Garderobe mit prestigeträchtigen Plastetüten, die die Werbung für „Wrangler“-Jeans zeigten, aufgefüllt hatten, ging das Leben endlich wieder seinen gewöhnlichen Gang. Meine Tante erlaubte sich sogar mal, den Onkel anzuherrschen, immer häufiger vergaß sie seine halbgöttliche Abstammung, die, wie sich zeigte, auf dem Festland kaum der Rede wert war. Zu Land ist ein Seemann unnütz und wirkt sogar komisch, einem Pelikan auf einer Hühnerfarm vergleichbar. Mein Onkel zeigte jedoch ein verschmitztes Lächeln, ohne so manche Trumpfkarte in der Hinterhand zu zeigen. Bis er eines Tages merkte, dass sein Ansehen auf einen kritischen Punkt gesunken war, und er zu meiner Tante wie nebenbei sagte – tja, was, wenn wir mal in den *Bon-Laden* gehen?

Außer den üblichen Kaufhallen und Läden für normale Sterbliche existierten in der Sowjetunion Spezialgeschäfte, davon mindestens drei Typen: Intershops „Beriozka“ für Ausländer, Spezialgeschäfte für die Oberschicht der kommunistischen Partei und für Seeleute gab es „Albatros“-Läden, genannt Bon-Läden. Wenn die Seeleute nach Hause zurückkehrten, bekamen sie einen Teil ihres Gehaltes in Gutscheinen, so genannten Bons, ausbezahlt. Darauf stand eine äquivalente Summe in Rubeln, aber die Kaufkraft in „Albatros“-Läden war, gelinde gesagt, nicht ganz äquivalent. In diesen Geschäften hat man, z.B., nicht nur tschechische Lampen, sondern auch finnische Möbel kaufen können. Gerade hier, im „Albatros“, kostete mein Onkel zum letzten Mal seine „halbgöttliche“ Kraft aus, die Augen zusammengekniffen, hörte er die letzten Achs meiner Tante an, nahm die letzten Danksagungen mit Küssen und Umarmungen entgegen und mit leichtem Aufatmen ging er wieder in die See. Meistens wieder für ein halbes Jahr.

Der zu Lande Verbliebenen bemächtigte sich dann der Alltag. Frühmorgens bestiegen Frauen und Männer muffige Busse und fuhren zur Arbeit. Nach Feierabend kippten Vertreter des starken Geschlechts manch Glas Helles hinunter oder verschlossen sich in ihren Garagen mit ihren ewig defekten Moskwitschs, Frauen stellten sich in endlosen Schlangen an nach nicht mehr ganz frischen Hähnchen aus dem Brutofen, nach Schuhen der Fabrik „Roter Oktober“, nach

Dosen mit ungarischen jungen Erbsen, nach Milchwurstchen – nach egal welchen Waren, die an dem Tag – wie man zu sagen pflegte – „auf den Markt geworfen“ wurden. Am glücklichsten waren diejenigen Töchter Evas, die nach Hause nicht nur mit vollen Einkaufsnetzen kamen, sondern dazu noch schrecklich „schöne“ Halsketten“ trugen, die aus Toilettenpapierrollen, auf einem Bindfaden aufgeschnürt, bestanden – dass es seltener Gast auf Regalen der Geschäfte war, war eine unerklärliche Subtilität der Planwirtschaft. Man hat sich ohne weiteres einen phantasmagorischen Hintern vorstellen können, der sich irgendwo in unermesslichen Weiten des Sowjetreiches eingerichtet hatte, er war geradezu gigantisch und erstreckte sich von der Kamtschatka bis Murmansk, und der mit einem Schlag alle Hygienemittel des Proletariats verbrauchte. Eigentlich war es offensichtlich, dass im reifen Sozialismus Toilettenpapier eine Luxusware war, vielleicht sogar eine Zierde, kleinbürgerliches Überbleibsel und nichts weiter. Für jene subtilen Bedürfnisse passten sehr gut ganz billige Parteizeitungen, die übrigens zur Erfüllung ihrer offiziellen Funktion – zum Lesen – gar nicht taugten, wie etwa prämierte Weine, verziert mit allerlei Orden und Medaillen. Sollte da ein intellektueller Weichling vorkommen, der seine spießbürgerlichen Gewohnheiten noch nicht abgeschüttelt hatte, konnte er seine hypertrophen ästhetischen Neigungen durchaus realisieren, indem er seine Zeitung schön zurechtschnitt in Zettel erwünschten Formats oder sogar erwünschter Formen.

Die See – allein ihre Präsenz – diktierte jedoch eine besondere Lebensweise nicht nur während der Feste (Neujahr wurde begrüßt mit Salven von Signalraketen und hellem Schein falscher Feuerwerke), sondern auch im Alltag. Sie erreichte sogar solche der Marinistik fernen Bereiche, wie etwa die Kleidermode. Man war ein flotter Bursche – wenn man ein echter Klaipėdaer Teenager sein wollte –, wenn man ein echtes Matrosenhemd, genannt *telniaškė*, trug. Die Linguisten würden für diesen schauerlichen Slawismus wohl die höfliche litauische *kūninukė* empfehlen, und für ein weiteres Attribut der Männlichkeit – *štomovkė* – litauisches *audrinukė* [dt. *die kleine Stürmische* – Anm. der Übersetzerin], wobei sie für eine sol-

che Ignorierung von Lebensrealien und Sprachgefühl mit gutem Grund einige deftige Epitheta ernten würden. *Audrinukė* könnte man wohl einen kleinen Vogel nennen, einen Helfer der Meteorologen, der einen Sturm voraussagt, aber nicht einen schweren Überwurf aus rauem Brezent mit einer großen Kapuze und einem herausnehmbaren Futter aus Watte. *Štormovkė* ist eben *štormovkė*, und da ist nichts zu ändern.

*Telniaškė*, *štormovkė* und Jeans waren begehrte und solide Kleidungsstücke, die den sozialen Stand, aber auch geographischen Punkt deutlich demonstrierten. Jeans, selbstverständlich, meistens billigere, einheimischer Provenienz, wurden damals, wie sich später herausstellte, in aller Heimlichkeit und Eile in einer Schneiderei in Vilkaviškis angefertigt, wo Armeeuniformen genäht wurden. Eine Diversion unglaublichen Ausmaßes: In ein und derselben Fabrik wurden khakifarbene „Kostüme“ für die tolleren Verteidiger des Sozialismus und zugleich modefatzkerische Jeans genäht, jene „Falle für die Sowjetjugend“ – diese Wendung gebrauchte gern ein hoher Komsomolfunktionär, wenn er von einer Reise aus dem faulenden Westen nach Klaipėda zurückkam. In Hinblick auf die üblichen litauischen Charaktereigenschaften – Neigung zum Unternehmertum, Skeptizismus gegenüber jeglicher Regierung und eine Art nationale Konspiration, die sich unter langjähriger Fremdherrschaft herausgebildet hatte – sehe ich in dieser Jeansdiversion nichts Verblüffendes: Jene hohen Komsomolfunktionäre selbst erschienen manchmal in dieser „Falle für die Sowjetjugend“, und nicht, dass ich gehört hätte, dass jemand von ihnen den Versuch unternommen hätte, dieser Falle zu entkommen, indem er sich heldenmutig ein Bein abgenagt hätte.

Übrigens muss gesagt werden, dass es ein Leichtes gewesen wäre, alle die Verräter der sozialistischen Heimat zu demaskieren: Das Färbemittel dieser blauen Jeanshosen aus Vilkaviškis, „indigo denim“, wie es auf dem Label stand, besaß offensichtlich ähnliche chemische Eigenschaften wie die Schultinte „Regenbogen“ – und nicht nur in diesen Farbnuancen. Wenn eine putzsüchtige Person eine solche Hose am Abend auszog, nachdem sie sie einen halben Tag prahlerisch zur Schau gestellt hatte, stellte die glückliche Per-

son entsetzt fest, dass man auf ihre unteren Extremitäten ohne Weiteres auch ein Label mit der magischen Aufschrift „indigo denim“ hätte draufkleben können. Bei genauerem Hinschauen hat man da auf eigenen kräftig blauen Oberschenkeln sogar die Abdrücke von dunkleren Nähten erkennen können. Mehr überzeugende Sachbeispiele kann man sich kaum vorstellen – alle Sklaven des Kapitalismus hatten blaue Beine.

Aber genug mit Exkursen zur hohen Mode: Lasst uns zurückkehren zu jenem Punkt unserer Geschichte, als mein Onkel Sindbad, nachdem er die letzten Güter aus Aladins Höhle verteilt hatte, wieder mal auf die Suche nach dem goldenen Vlies aufbrach mit den Argonauten, die unter dem Schutz des Hermes und des ersten Kapitänshelfers standen. Wie Sie sich gut erinnern werden – wir waren in städtischen Verkehrsmitteln und schubsten uns gegenseitig mit gewöhnlichen Penelopes. Sie würden wohl fragen – was machten in dieser Zeit die kleinen Telemachs?

Hafenstädte, besonders deren Vororte, sind geradezu prädestiniert für kleine Telemachs. Für angenehme Unterhaltung sorgen zahllose Angebote. Die einfachste Stufe der Unterhaltung findet sich in den Höfen vielstöckiger Mehrfamilienhäuser, in denen sich multikulturelles Publikum allezeit mit Unterschieden in diversen Kulturen auseinandersetzt, indem es sich mit diesen Unterschieden aus Primärquellen vertraut macht – aus erster Quelle oder auf eigener Haut.

Ebenfalls darf die nachempfundene Große Seereise nicht außer Acht gelassen werden, die sich mit den dazugehörigen Riten in einem am Stadtrand ausgebreitet daliegenden Teich unseren Blicken bietet – die kleinen Argonauten stachen dort mit ihren selbst gefertigten Flößen „in See“ auf Suche nach ihrem Kolchis – und dies in einem Labyrinth von Schilf mit dort brütenden Schwänen.

Ein Stück weiter hinterm Teich erstreckte sich ein Feld, auf dem während des Krieges ein Munitionslager stand, das später zerbombt wurde. Wenn man da eine Zeit lang buchstäblich auf allen Vieren kroch, konnte man die Hosentasche voll ganz brauchbares rauchstarkes Pulver sammeln, das sehr passabel war beim Kriegspielen

oder wenn man die ewigen Kinderfeinde schikanieren wollte – die Pensionisten, die ihren Alltag an einem kleinen im Hof aufgestellten Tisch mit Dominospiel (oder einfach ihren Dominoalltag) hinbrachten.

Auf die Wiese rechts vom Teich brachten im Winter die Straßenkehrer mit ihren Autokippern Berge von auf den Straßen der Stadt geschipptem Schnee. Reste von diesen Schneebergen schmolzen erst in den ersten Sommertagen.

Unter seiner eigenen Last wurde der im Frühling aufzutauende Schnee zu Eis. Es taten sich Öffnungen auf, die die Aufmerksamkeit der Speläologen verdient hätten – richtige in der Sonne glänzende Stalaktiten und Stalagmiten aus Eis. Wasser tat das Seine, indem es „Passgänge“ ausschwemmte, und es kam vor, dass die eiserne Brücke ihrem eigenen Gewicht nicht standhielt und krachend einstürzte. Manchmal taten wir das Übrige, um eine solche Brücke einstürzen zu lassen.

Zur Rechten lag der Betrieb zur Herstellung von Stahlbetonkonstruktionen – nachdem wir die Betriebsmauer überwunden hatten, entdeckten wir dort eine Menge von Bauteilen aus Stahlbeton, die hervorragend dazu geeignet waren, da herumzuklettern, Fangspiele und Versteckspiele zu spielen. Am tollsten war es, wenn sich unserem Spiel der Betriebswächter anschloss, bewaffnet mit einer aufgeladenen Schrotflinte (zumindest behauptete er selbst das, indem er uns von fern in grobem Russisch anfuhr: Ihr bekommt gleich eine Ladung Schrot in den Arsch!). Wir waren flink und geschickt, der Wächter, wenn auch bewaffnet, hinkte aber mit einem Fuß; und die Besitzungen hinter der Betriebsmauer gehörten nicht mehr ihm.

Dieser ganze – rückblickend würde ich sagen – etwas makabre Spielplatz war üppig verziert mit Agitationsattributen, die etwas merkwürdig bei alten deutschen Inschriften, die immer wieder unter dem Putz zum Vorschein kamen, auf Resonanz stießen. Die Wandflächen waren nun durch riesige Plakate beherrscht, die die guten Riesen – Arbeiter und Kolchosbäuerinnen – darstellten und betont schlichte Porträts der Politbüromitglieder in Schwarzweiß zeigten, auf rotem Tuch waren optimistische Losungen zu lesen.

Kurz vor dem XXV. Parteitag der KPdSU entwarf ein Agitationskünstler von gesamtsowjetischer Bedeutung ein voluminöses Gestell, welches man heutzutage als Objektkunst oder Installation bezeichnen würde und das im Nu multipliziert und auf Straßen und Plätzen in jeder mehr oder weniger wichtigen Stadt der Sowjetunion aufgestellt wurde.

Die besagte Objektkunst bestand aus einem Holzgestell mit Sperrholzbezug, selbstverständlich war sie in dem üblichen für das Auge angenehmen Rot gestrichen und zeigte eine riesengroße römische Zahl XXV. Junge und begierige Bürger des Sowjetlandes stellten gewiss bald fest, dass im unteren Teil des ersten „X“, wie im Entwurf vorgesehen, aus unerklärlichem Grund eine Öffnung geblieben und mitten in den Zahlen selbst ein dunkles und geheimnisvolles kabbalistisches Labyrinth zu erkennen war. Die Flinksten wandelten in dem Labyrinth mit angehaltenem Atem, indem sie sich den Weg mit Streichhölzern beleuchteten und mit Taschenlampen anstrahlten. Es hat nicht lange gedauert und alle Geheimnisse des Labyrinths wurden ergründet, bald füllte sich der gesamte „XXV. Parteitag“ mit dem Getrappel kleiner Füße und begeistertem Gejohle – Töne, die in der Regel alle Fang- oder Versteckspiele der Kinder begleiten. Da diese Erscheinung zunehmend bedrohlichen Massencharakter annahm – die üblichen Treffpunkte der Kinder leerten sich allmählich, als wäre in der Stadt der Rattenfänger von Hameln aufgetaucht – die örtlichen Behörden, wohl angeregt durch einen einfachen, aber dennoch rührigen Verehrer heiliger Symbole, ergriffen Vorkehrungen: Zur Bekämpfung des bunten Treibens wurden Patrouillen der Miliz eingesetzt. Ich würde gern wissen, wie diese schriftliche Verfügung lautete: Kinder sollen vom XXV. Parteitag verscheucht werden?

Ich habe mir diese propagandistische Installation, die dank der Miliz zu einer Performance geriet, gemerkt, weil ich selbst in den Innereien des Labyrinths gerade zu dem Zeitpunkt steckte, als die Beamten in Uniform auftauchten. Ich befand mich da in einer höchst unbequemen strategischen Lage – irgendwo im Unterteil des mittleren „X“, als ich aus Rufen verstand, dass sich unserem Spiel zusätz-

liche Kapazitäten anschlossen. Den meisten glückte die Flucht – sie sprangen über den oberen Rand „des Parteitages“ hinaus und liefen fort; einige heulende und mit den Beinen um sich tretende Kinder wurden von Milizionären durch den Boden des „X“ hinausgezogen. Ich blieb mit angehaltenem Atem im Labyrinth hocken und hörte, wie ein Milizionär, mit einer gespielt rauhen Stimme in die Öffnung hinein rief: „Ich weiß, dass ihr drin seid; kommt schnell raus, sonst lasse ich den Diensthund hinein!“ Ich blieb wie versteinert einige Stunden drin, bis es zu dämmern begann; erst dann traute ich mich, nach Hause zu rennen.

Vielleicht verspürte ich gerade damals ein undeutliches Gefühl, dass in der Welt, in der es eigentlich zwei gegensätzliche Lager gibt – zu dem einen gehören diejenigen mit Uniformmützen und zu dem anderen diejenigen mit flinken Beinen – ich, der weder das Eine, noch das Andere besitze, bin dazu verdammt, im Untergrund auszuharren. Zumindest bis zum Einbruch der Dämmerung, wenn ich endlich nach Hause gehen kann.

Dieselbe Untergrundsymbolik ist ohne Weiteres zu erkennen in einem anderen, wesentlich gefährlicheren Spiel: Man geht unter die über die Danė geschlagene Eisenbahnbrücke und wartet – man wartet lange, manchmal fast einen halben Tag, bis eine *echte Dampflokomotive* durchfährt, kohlrabenschwarz und Dampfschwaden ausspeiend. Man kann zwischen den Eisenbahnschwellen die Bauchseite des Leviathan vorbeischiemern sehen.

Das letzte Mal sah ich die Große Bestie viele Jahre später – schon nach dem Dienst bei der Sowjetarmee, dem ich erfolglos ausweichen wollte – am 13. Januar 1991. Diejenigen, die damals in Vilnius den sowjetischen Panzern mit bloßen Händen standhielten, sahen wohl auch mehr – einige haben ihr direkt in die Augen geschaut. Kurz, bevor sie tot da lagen.

Die Klaipėdaer zogen damals in Massen auf die Straßen, ihre Stadt zu verteidigen. Einige von ihnen sah ich ganz aus der Nähe – wohl zum ersten Mal so nahe, um zu erkennen, wie verschieden sie alle sind und wie sie alle mit Klaipėda verbunden sind. Wir standen damals im Rathaus, jeder an dem ihm zur Verteidigung zugewiese-

nen Fenster, bewaffnet mit Metallstreifen der Armatur und Molotow-Cocktails. Allerdings sah ich da auch ungewöhnliche Waffen: Ein Armene, der sonst am Alten Markt Wassermelonen verkaufte, hatte ein Messer mitgebracht – dasselbe Messer, mit dem er so geschickt grüne Melonenköpfe geteilt hatte. Ein bekannter Meister im fernöstlichen Ringkampf hielt in seiner Hand ein echtes Samurai Schwert – einen Kathana –, ich hatte, kurz bevor ich in aller Eile meine Wohnung verließ, eine dicke Klaviersaite eingesteckt. Zittre, du sowjetisches Sonderkommando!

Im Jahre 1863 waren wir wesentlich schlechter bewaffnet – mit Dreschflegeln und Sensen, trotzdem gaben wir den Kampf nicht auf. Auch jetzt werden wir uns nicht ergeben – kann sich da ein hinkender älterer Mann ergeben, der kam, um seine Stadt und seine Freiheit zu verteidigen, mit seinem auch nicht mehr jungen Sohn, der seinem Vater ähnelt, wie ein Wassertropfen dem anderen, und sogar auf demselben Bein leicht hinkt? Oder der da, mit seinem von Narben zerfurchten Gesicht? – Wenn er seinen Mund, der voller Metallzähne ist, öffnet, zeigt er immer wieder ein nichts Gutes verheißendes Lächeln, seine Hand drückt ebenfalls eine Armaturstrippe, nur eine doppelte, die er mit einem Isolierband tüchtig umwickelt hat. Zittert, sowjetische Tankisten – ihr wisst noch nicht, was auf euch zukommt! Die Hauptstraße von Klaipėda ist verbarrikadiert: Eurer gepanzerten Technik gegenüber haben wir unsere Panzer in Stellung gebracht – alle Müllwagen und Schneeräumfahrzeuge! Das wird eine Schlacht, die für immer in die Annalen der Stadtgeschichte eingehen wird: Eure Panzerdivision gegen unser spezialisiertes Transportunternehmen!

Und die Kriegsmaschine kam zum Stehen, als hätte sie verspürt, dass es nichts Absurderes geben kann, als der Sieg in einem derart absurden Krieg. In ihrer eisernen Logik war etwas aus den Fugen geraten; es gab ein kurzes Geklirr und die Maschine geriet außer Funktion. Damals waren wir alle davon überzeugt, dass wir unseren gewaltigsten Feind überwunden haben: Wie alle Revolutionskinder, glaubten wir naiv, dass es vor allem darauf ankommt, den Drachen zu erlegen.



Könnte doch jemand eine ähnliche Methode erfinden, die das Klirren und Kollabieren der gesamten Logik der zivilen, bürokratischen Maschinerie veranlassen könnte (für den Begriff *Logik* finde ich kein Epitheton; keine eiserne Logik, aber eine, die kaum leichter zu bezwingen ist – vielleicht sagen wir direkt *Gummilogik*?)!

Auf der anderen Seite muss gesagt werden, dass wir nicht langweilig gelebt haben, wir erlebten größere Erschütterungen, zur Auffüllung von Vorräten an Adrenalin genügten schon allein gewöhnliche Eintagsskandale. Vielleicht sollte man in der Tat ein solches Leben lernen. Ein Leben mit von billigem Luxus glitzernden Supermärkten, idiotischen Wolkenkratzern – zerrbildhaft verkleinerten amerikanischen Kopien – und mit den Primitivitäten der regierenden Klasse, die auf wundersame Weise zum Vorschein kommen, der Klasse, die wie seit jeher die Welt mit nur zwei Wörtern erklärt; mit dem Unterschied aber, dass sie früher „Marxismus-Leninismus“ sagten, und heute sagen sie „Marktwirtschaft“ („*rinkos ekonomika*“ – auf Litauisch sind es zwei Wörter – Anm. der Übersetzerin). Sesam, öffne dich. Und sie haben Recht. Das wichtigste Gesetz bleibt in Kraft – es ist permanent, es überdauert alle Gesellschaftsordnungen, alle Regimes und Okkupationen. Es ist dasselbe oben erwähnte Gesetz: Wenn man über keine flinken Beine und keine Uniformmütze verfügt, ist das Spiel verloren. Es sei denn, man ist so schlau und spielt im Untergrund. Seine einsamen Spiele, die niemand benötigt, außer Untergrundlern der gleichen Art.

Den pseudochronologischen Stil meines Pseudovortrags imitierend, muss ich zum Schluss eine Geschichte aus der heutigen Zeit erzählen. Eigentlich keine Geschichte, sondern einen Mikrobericht. Jene äußerlich gleichsam unbedeutenden Details, die jedoch auf eine wundersame Weise alles zu einem Ganzen fügen. Thomas Manns Elche, die auf ihrem weit ausgeladenen Geweih uns als Geschenk ein ganzes Panorama mitbringen.

Seit einigen Jahren werden in Klaipeda BürgerInnen gewählt, die sich als Kultur- und Kunstschaffende um die Stadt besonders verdient gemacht haben, ihnen wird der Ehrentitel „Magister der Kultur von Klaipėda“ verliehen und eine Regalie überreicht – eine genaue

Kopie eines auf dem ehemaligen Burggelände aufgefundenen Ringes aus dem 15. Jahrhundert.

Das ist eine schöne und originelle Geste, die ihresgleichen sucht, und dies nicht nur in Litauen, sondern wohl auch in ganz Europa. Eine Geste, die einen veranlasst, seinen Wert zu verspüren in der langen und schillernden Prozession der StadtbürgerInnen, die sich unentwegt aus einem Jahrhundert in das andere bewegt. Umbrüche und Wandel der Zeiten, Kriege und Seuchen vermochten nicht, diese Prozession aufzulösen: Wenn ich diesen Ring eines unbekanntenen Bürgers anschau, werde ich mir dessen bewusst, dass die Kontinuität immer den Sieg davonträgt. Noch mehr: Ich komme mir vor, derselben Loge anzugehören, der einst der eigentliche Besitzer dieses Ringes angehört hat – der ehrenvollen Loge der BürgerInnen von Klaipėda. Und da denke ich mir, dass die Tatsache, dass ich, der in einem anderen Landstrich Litauens geboren wurde, in dieses Gebiet hier gelangte, wo einst meine Vorfahren lebten, vielleicht doch kein Zufall ist.

Und ganz zum Schluss muss ich gestehen – die Geweihe meiner Elche waren noch mehr ausgeladen, als die der Elche Thomas Manns: Ich sollte einen Vortrag über Klaipėda schreiben, das hier Niedergeschriebene ähnelt aber eher meiner eigenen Autobiographie. Andererseits ist ja nichts Besonderes dabei – man sagt doch, dass nach vielen Jahren ein Hund und sein Herr sich bedrohlich einander ähnlich werden. Betrachten Sie bitte diese Biographienähnlichkeit nicht als Ausdruck meines Hochmuts, sondern einfach als ein Kompliment – vielleicht sogar eines der größten Komplimente, die ein Mensch seiner Stadt aussprechen kann.

Gehalten am 19. Juli 2006

Übersetzung von Irena Tumavičiūtė. Redaktion Klaus Berthel

---

Gintaras Grajauskas, Dichter, Romancier und Essayist, geboren 1966 in Marijampolė, lebt in Klaipėda.